

# Hermann Hesses Kindheit im frommen Elternhaus – Wenn Vorurteil auf Wirklichkeit trifft

(Dargestellt an Gunnar Deckers Hesse-Biographie)

Matthias Hilbert

Der vorliegende Abdruck ist erstmalig in *Stimmen der Zeit*, Heft 5 (Mai 2013) erschienen. Sämtliche Rechte beim Verfasser.

Hermann Hesse (1877–1962), Calwer Missionarssohn und Literaturnobelpreisträger des Jahres 1946, hatte bekanntlich eine dramatisch verlaufende Pubertätskrise durchgemacht, mit vorzeitigem Schulabbruch, Selbstmorddrohungen und zeitweiligem Aufenthalt in einer Nervenheilanstalt. In den Hesse-Biografien ist es seit je üblich, dem frommen, protestantisch-pietistischen Elternhaus einseitig alle Schuld für Hesses Entwicklungsnöte zuzuschreiben und den Eltern aufgrund ihrer Frömmigkeit quasi ein Erziehungsverhalten à la „Schwarzer Pädagogik“ zu unterstellen.

Das Jahr 2012 nun ist ein Hesse-Jubiläumsjahr gewesen. In den Medien wurde ausführlich des 50. Todestages des Dichters gedacht. Zwei großangelegte Biografien erschienen: Gunnar Deckers *Hermann Hesse. Der Wanderer und sein Schatten*<sup>1</sup> sowie Heimo Schwilks *Hermann Hesse. Das Leben des Glasperlenspielers*<sup>2</sup>. Ist Schwilk wenigstens um Sachlichkeit und eine gewisse Fairness gegenüber Hesses Eltern bemüht, so bedient Decker in seiner opulenten, rund

<sup>1</sup>Gunnar Decker, Hermann Hesse. Der Wanderer und sein Schatten. Biographie. München 2012. Die Seitenangaben im Text beziehen sich auf dieses Buch.

<sup>2</sup>Heimo Schwilk, Hermann Hesse. Das Leben des Glasperlenspielers. München 2012.

700 Seiten starken Biografie hemmungsloser denn je das Klischee und Vorurteil vom repressiven, bigotten und liebesunfähigen Elternhaus. Wie geradezu manipulativ dabei vorgegangen wird, indem unter anderem Quellen einseitig hervorgehoben und im Sinne des Autors interpretiert und andererseits Quellen oder Quellenteile unterschlagen werden, die der dem Biografen von Anfang an feststehenden Sicht widersprechen würden, möchte ich exemplarisch an einzelnen Passagen aus seinem Buch darstellen und die darin enthaltenen Unterstellungen widerlegen.

### Die Schulzeit

Nach bestandenem Landexamen im Juni 1891, auf das der junge Hesse in Göppingen in der Lateinschule des Rektors Bauer vorbereitet worden war und das für den Besuch des Internats in Maulbronn die Voraussetzung bildete, soll der Junge von seinen Eltern in der Vakanz zu permanentem Lernen genötigt worden sein: „Also, noch mehr Druck, noch weniger Freiraum für Eigenes. (...) Aber Hermann ist nach der Paukerei fürs Landexamen sichtlich überanstrengt, er bräuchte nun einen Sommer lang Erholung.“ (67) Anschließend zitiert Decker aus einem Brief Marie Hesses an ihre Tochter Adele, in dem die Mutter von einer Wanderung Hermanns mit seinem Stiefbruder Carl berichtet, bei der Hermann „so kaputt und müde“ gewesen sei, dass Carl fortan keine Lust mehr habe, „mit diesem gern groß sprechenden und wenig leistenden Burschen größere Märsche zu machen“ (68). Daraufhin kommentiert Decker:

Wenig leistend? Ihr Sohn hatte soeben als zweitbester von 79 Kandidaten das gefürchtete Landexamen bestanden. Und woher soll Kondition kommen, wenn er den ganzen Tag bloß immer sitzen und lernen muss? (...) Die Eltern machen immer weiter Druck, auch im Sommer soll er nicht etwa faulenzeln, sondern sich auf Maulbronn vorbereiten. So ist er bereits, bevor Maulbronn mit seinem überdimensionierten Lernpensum auf ihn einstürzt, mitten in den Sommerferien wieder in Bibliotheken – er soll vorhandene Lücken in seinem Schulwissen schließen. Es ist die Situation von Hans Giebenrath aus *Unterm Rad*. (68)

Doch gerade dies ist Hesses Situation zu Hause nicht gewesen! Deswegen kann Decker seine Behauptung auch gar nicht belegen. Als „Beweis“ dient lediglich eine Stelle aus einem Brief Hermanns an seine Schwester Adele vom

19. August 1891, in dem kurz vom Besuch in einer Bibliothek (bei Decker sind es gleich mehrere) die Rede ist. Außerdem wird in derselben Quelle sogar noch Deckers Legende vom ständig zum Lernen angetriebenen Hesse-Sohn widerlegt, indem dieser nämlich seine Schwester wissen ließ:

Auch ich fühle mich bewogen, Dir zu schreiben, teils durch Mamas Beispiel, teils – durch Langeweile. (...) Ich beschäftige mich mit Bummeln und ähnlichem Stumpfsinn. Schon ging ich gestern zu Fuß nach Wildberg und zurück. Viel Zeit bringe ich in der Bibliothek zu. Besonders bei großer Hitze ist dies Behältnis zu empfehlen, da man gewöhnlich mutterseelenallein dort sein und vespern kann und das zuhause ist immer gut kühl.<sup>3</sup>

Also kein Drill! Und bei dem Bibliotheksbesuch handelt es sich ganz offensichtlich um die gewaltige großväterliche Bibliothek, in deren Büchern Hermann Hesse schon als Kind nur zu gerne stöberte. Und auch der Großvater Hermann Gundert weiß nichts von elterlichem Lern- und Leistungsdruck auf seinen Enkel zu berichten, wenn er seinen gleichnamigen Sohn am 27. Juli 1891 wissen lässt: „Hermann Hesse kam noch am 20. Juli spät hier an, sein Rektor hatte die Leutlein vor der Vakanz entlassen. (...) Jetzt verlustiert er sich in der Vakanz.“<sup>4</sup> 1899 vermerkt Hesse selbst in seinen *Aufzeichnungen*: „Sommer 1891. Landexamen bestanden. Schöne Calwer Ferien bis 15. September.“<sup>5</sup> Im Übrigen war der Prüfling Hesse auch nicht Zweiter beim Landexamen gewesen, wie es bei Decker heißt, sondern der 28. von 36 Stipendiaten bzw. von 79 Prüflingen.

<sup>3</sup>Ninon Hesse (Hg.), *Kindheit und Jugend vor Neunzehnhundert. Hermann Hesse in Briefen und Selbstzeugnissen*. Bd. 1: 1877–1895. Frankfurt 1992 (2. Aufl.) 1993, 104 f.

<sup>4</sup>Ebd. 102 f.

<sup>5</sup>Hermann Hesse, *Sämtliche Werke in 20 Bänden*. Hg. v. Volker Michels. Frankfurt 2001 ff., hier Bd. 13, 185. Ferner heißt es im 1901 von Hesse verfassten *Calwer Tagebuch* über einen Aufenthalt bei den Eltern in Calw: „Auch mein Zimmer ist dasselbe, in dem ich als Schüler manche selig lange Sommervakanz gewohnt habe und in dem ich die ersten Schiller’schen Gedichte las und die frühesten eigenen Verse schrieb. Während ich in diesen wohlbekanntesten Wänden sitze (...), fühle ich hinter mir die Muse der Kindheit und der Erinnerung durchs Zimmer gehen. (...) Auch lege ich ein kleines Bündel weißer Blätter bereit und widme diese stillen, heimatlichen Abendstunden der Erinnerung und dem Traum von meiner Knabenzeit. An sie erinnert mich (...) die vor mir aufgestellte Bänderreihe der Schriften von Jean Paul, Ludwig Tieck, Matthias Claudius und Johann Heinrich Jung-Stilling, die ich wieder wie damals für die Ferienwochen aus den großväterlichen Bücherschränken zu mir herübergeschleppt habe.“ (Ebd. Bd. 11, 193)

### Hesses Vater

Am 7. März 1892 war der damals 14-jährige Hesse aus dem Seminar Maulbronn ausgerissen und am nächsten Tag von einem Landjäger aufgegriffen worden. Ihm stehen Strafen durch die Schulleitung bevor, vielleicht sogar der Ausschluss. Decker schreibt:

Seine Eltern bittet er, sie mögen ihn auch weiterhin lieben. Johannes Hesse versichert ihm das, aber er verfehlt den Ton. (...): ‚*Unser* höchster Lebenszweck ist, Gott zu gefallen und Ihm in seinem Reich zu dienen. Wenn das auch *Dein* Lebenszweck geworden ist, dann *haben* wir Gemeinschaft untereinander, dann ist alles Licht, Liebe und Freiheit. Solange das nicht der Fall ist, ist ein völliges Verständnis und darum auch ein völliges Einverständnis nicht möglich.‘ Und es geht noch weiter: ‚O wie wollen wir uns freuen und wie wird all unsere Liebe belohnt, d. h. eben *erwidert* sein, wenn Du einmal glaubst und verstehst, dass wir auch im Ermahnen und Strafen nie etwas anderes gesucht haben als eben – *Deine* Liebe – Dich selbst. Haben wir einander *so* gefunden, dann sind wir für alle Ewigkeit – weil in Gott, dem Ewigen – geeint.‘ (74)

Zugegeben: In dem Schreiben „verfehlt“ – wie Decker zu Recht bemerkt – Johannes Hesse „den Ton“, indem er „den Prediger herauskehrt“. Aber berechtigt das zu dem von Decker gezogenen Schluss: „Aber um Gott ging es nun gerade nicht! Zählt er denn ohne diesen nichts für seine Eltern? Nein, ohne Gott zählt alles nichts für sie, auch er nicht.“ Das ist schon eine heftige Unterstellung! Sie missversteht den Vater völlig, der etwas ganz anderes meinte, sich jedoch ungeschickt ausgedrückt hatte. Ihm ging es quasi um das *Ideal* völliger Einheit, das ihm im gemeinsamen Glauben verwirklicht erschien. So schreibt er im selben Brief dann auch:

Liebe ist Sehnsucht nach Gemeinschaft, nach Übereinstimmung. Uns verlangt danach, mit Dir eins zu werden. Sobald wir merken, dass Dir an unsrer Liebe gelegen ist, freuen wir uns schon. Wir sehen darin ein Angeld dafür, dass es noch zur *völligen* Übereinstimmung kommen kann.

Danach folgt das von Decker wiedergegebene Briefzitat. Keineswegs jedoch will der Vater sagen, dass der Sohn ohne diese von ihm erhoffte Gemeinschaft im Glauben für sie „nicht zählt“! Das würde nicht nur dem gesamten elterlichen Erziehungs- und Beziehungsmuster widersprechen, sondern auch die

weiteren Äußerungen von Johannes Hesse selbst sprechen in dem von Decker zitierten Brief (vom 10. März) und in einem Brief vom Vortag eine völlig andere Sprache. So beginnt etwa der Brief vom 10.3.1892: „Lieber Sohn! Heute Morgen kam Dein Brieflein. Du bittest, wir möchten Dich lieben nach wie vor. Ich kann Dir versichern, daß unsre Liebe nur wächst in dem Maße als wir in Sorge um Dich sind.“ Und er schließt ab: „In alter und immer neuer Liebe, Dein Vater H.“<sup>6</sup>

Bereits einen Tag zuvor hatte Johannes Hesse den Sohn unmissverständlich wissen lassen:

Lieber Sohn! Nachdem wir von Montag Abend bis Dienstag Mittag in Angst und Spannung Deinetwegen gewesen sind, bist Du uns jetzt wie neugeschenkt. Wir danken Gott und freuen uns und möchten Dich mit innigster Liebe in die Arme schließen. Aber gerade weil wir Dich so lieb haben, sind unsere Herzen immer noch voll Furcht und Sorge.<sup>7</sup>

### Die Beziehung zur Mutter

Relativ breiten Raum nimmt bei Decker das Verhältnis Hermann Hesses zu seiner Mutter und ihre diesbezügliche Kritik an den ersten Dichtungsversuchen ihres Sohnes – er befindet sich inzwischen zur Absolvierung einer Buchhändlerlehre in Tübingen – ein. In der Tat hatte sich Marie Hesse bei Hesses Frühwerk mit den darin vorkommenden „erotischen“ Motiven und Stellen schwergetan und entsprechende Kritik geäußert. Richtig ist auch, dass sie dadurch den in seiner Dichtung noch unsicheren Sohn gekränkt hatte. Das unterschiedliche Verständnis von Eltern und Sohn über Inhalt und Aufgabe von Kunst und Kultur erfordert jedoch eine sehr genaue und differenzierte Untersuchung.<sup>8</sup> Leider nutzt Decker die Sichtweise und Reaktion der Mutter zu plakativ formulierten Anklagen aus, statt zu versuchen auch ihr und ihrem Verhalten gerecht zu werden. Decker schreibt:

Ein Schmerz bleibt zweifellos, dass ihm die Mutter (...) jede Anerkennung verweigert. (...) Aber die Mutter, die selbst (...) Gedichte schreibt

<sup>6</sup>Hesse (Anm. 3) 187 f.

<sup>7</sup>Ebd. 184.

<sup>8</sup>In meiner Monographie *Hermann Hesse und sein Elternhaus – Zwischen Rebellion und Liebe* (Stuttgart 2005) gehe ich auf den Seiten 188 ff., 211 ff. und in den Anmerkungen 126, 130 und 131 ausführlich auf den dabei entstandenen Mutter-Sohn-Konflikt ein.

(...), sie müsste ihn doch verstehen! Nein, sie verweigert ihm jeden Zuspruch, lehnt sein um ihre Liebe werbendes Schreiben als sündhaft ab. (...) Unter Schmerzen, aber doch auch ohne zu zögern, wird er die Mutter seiner Mission zum Opfer bringen.

Jetzt folgt ein Zitat aus einem Brief Hesses an seine Schwester Marulla. Die Passage, in der sich Hesse gegenüber der Schwester rückblickend über ihre Mutter äußert (Br. v. 4.7.1920), lautet:

Was war das für ein prächtiger Mensch! Es ist schade – für mich war eines der deprimierendsten und schädlichsten Erlebnisse der Jünglingsjahre ein Brief von ihr, in dem sie meine ersten Dichtungen mit Prüderie und Moralpredigt besprach. Wenn sie den *Klein und Wagner* hätte lesen müssen, und wissen, daß jenes Moralisieren damals mich auf meinen Weg getrieben hat! (122)

Den Folgesatz: „Aber das muss sie zum Glück nicht, und ihr liebes Bild ist doch das Beste, was mir im Leben je gehörte“ lässt Decker bezeichnenderweise wegfällen. Im Übrigen: „Erotik“ in der Dichtung und das Sprechen über Sexualität war bei vielen Menschen nicht nur in der Zeit, in der Marie Hesse lebte, sondern bis weit ins 20. Jahrhundert hinein verpönt gewesen. Warum sollte Hesses Mutter da eine Ausnahme gemacht haben? Selbst Decker weist in seiner Biografie darauf hin, dass etwa die erste Frau von Hesses Sohn Bruno nach einem Blick in die Bücher ihres berühmten Schwiegervaters entsetzt geäußert habe: „Wenn ich gewusst hätte, was Dein Vater schreibt, wäre ich nie Deine Frau geworden!“ Und auch der Tochter von Hesses jüngstem Sohn Martin waren die „unanständigen“ Bücher ihres Großvaters verboten worden (vgl. 12). Wenn schon bei Nichtpietisten (und noch lange nach Marie Hesses Tod) sexuelle Themen in der Dichtung ein Tabu darstellen konnten, wieso hält Decker dann ein so strenges Gericht über die Mutter Hermann Hesses? Anschließend echauffiert er sich weiter:

Für die Eltern ist Liebe nur das, was den Weg zu Gott weist, und Sünde, was sich in der Welt gefällt. Es ist zum Verzweifeln für ihn, dem nichts so wichtig wäre, wie von seiner Mutter als Dichter anerkannt zu werden. Doch da sind Verse in den ‚Plauderabenden‘, die der Mutter in ihrem engen pietistischen Glaubenskorsett nicht gefallen können. (122)

Deckers Behauptungen suggerieren, dass Marie Hesse die ersten dichterischen Gehversuche Hermanns gnadenlos und pauschal abgeurteilt habe. Die

diesbezüglichen Briefe der Mutter an Hermann zeugen jedoch (bei allen ihren Vorbehalten!) von einem starken Bemühen, den Sohn zu verstehen, und bekunden ihr Bestreben, den empfindsamen und leicht kränkbaren jungen Autor nicht zu entmutigen. So schreibt sie etwa in einem Brief vom 3. Oktober 1897:

Ich möchte also bitten, mir die zgedachten Aufsätze nicht vorzuenthalten, Du darfst sicher darauf rechnen, daß mich Deine Arbeit freut, auch wenn ich in manchem Punkt vielleicht anders denke als Du. Was Du mir noch so geschrieben hast, war mir immer lieb; es läßt mich etwas hineinschauen in Dein Gemüt und Deine Gedankenwelt und das ist einer Mutter bei ihren Kindern Bedürfnis. Also bitte, mach Dir keine solche Sorgen!<sup>9</sup>

Und wiederum ein sinnwidriges, aus dem Kontext gerissenes missverständliches Zitat; so schreibt Decker (130):

Und Hermann Hesse ist immer noch hin- und hergerissen zwischen Revolte und dem Versuch der Werbung. So schreibt er nach Calw, er habe zum Geburtstag der Mutter *einige Aufsätzchen* (...) vorbereitet und sei nun unsicher geworden, ob diese als Gabe überhaupt erwünscht seien. Die Antwort fällt wiederum kühl aus. (...) Er solle ihr schicken, was er für sie geschrieben habe, ja, aber dann folgt der bitterböse Zusatz: ‚Allerdings zu *drucken* braucht man nicht soviel, das gebe ich zu. Aber in einer Zeit, wo so viel böser Schund in den Druck kommt, schadet am Ende etwas Mittelmäßiges nicht viel.‘

Der Leser muss hier den Eindruck gewinnen, dass das mit „mittelmäßig“ ausgedrückte Werturteil der Mutter sich auf Hermanns frühe Dichtung bezieht. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Untersucht man den Zusammenhang, in dem das Zitat vorkommt, gelangt man zu einer völlig anderen Zuordnung. Die Mutter bezieht sich nämlich auf abwertende Äußerungen ihres Sohnes über fromme Lyrik („Und gar die religiöse Lyrik! Das heikelste und im ganzen trostloseste Gebiet, das ich kenne.“<sup>10</sup>), die er in einem Brief vom 25./27. September 1897 geäußert hatte. *Darauf* bezieht sich die Mutter und versuchte ihrerseits klarzustellen:

<sup>9</sup>Ninon Hesse (Hg.), Kindheit und Jugend. Hermann Hesse in Briefen und Selbstzeugnissen. Fortgesetzt und erweitert von Gerhard Kirchoff. Bd. 2: 1895–1900. Frankfurt 2002 (2. Aufl.), 206 f.

<sup>10</sup>Ebd. 205.

Du urteilst sehr hart über fromme Lyrik. (...) Für die Welt zum Bewundern sind ja solche Lieder nicht gedichtet worden, sondern der Mund ging über, wovon das Herz voll war. (...) Ich glaube auch ganz gewiß, dass Gerhardts und Tersteegens Lieder tausendmal mehr Gutes in der Welt ausgerichtet haben als Goethes, Schillers und Shakespeares Werke, wiewohl ich diese auch hoch schätze als gute Gaben Gottes. Kurz, es gibt so verschiedene Bedürfnisse, daß wir jeden seinen Geschmack und seine Freude lassen wollen. (...) Allerdings zu *drucken*, braucht man nicht soviel, das gebe ich zu. Aber in einer Zeit, wo so viel böser Schund in den Druck kommt, schadet am Ende etwas Mittelmäßiges nicht viel. (Br. v. 3.10.1897)<sup>11</sup>

Aus dem Zusammenhang wird deutlich: Marie Hesse meint hier nicht die Dichtung ihres Sohnes, sondern eben eine „mittelmäßige“ *fromme* Dichtung!

### Die Kindheit

In einer Überschrift zum 1. Kapitel von Deckers Biografie heißt es thesenartig: „Der Dichter als Kind, das nicht Kind sein durfte“. Diese Unterstellung ist gerade im Falle Hermann Hesses völlig an den Haaren herbeigezogen und stellt die Tatsachen geradezu auf den Kopf!

Wann immer Hermann Hesse seiner Kindheit gedachte – und er hat es oft getan –, so kam er regelrecht ins Schwärmen. Hatte er doch als Kind ideale Gelegenheiten gehabt, seinem unbändigen Bewegungs- und Forscherdrang nachzugeben. Er war durch die Wälder geschweift, in der Nagold geschwommen und im Winter Schlittschuh gelaufen, hatte Burgen gebaut und Indianerlager errichtet. Kein Wunder, dass er über seine Heimatstadt Calw später schrieb:

Um uns her war die kleine Stadt (...), um sie her die waldigen Berge (...), und mittendrin floß sein schöner Fluß, gekrümmt und zögernd, und dies alles liebte ich und nannte es Heimat, und im Walde und Fluß kannte ich Gewächs und Boden, Gestein und Höhlen, Vogel, Eichhorn, Fuchs und Fisch genau. Das alles gehörte mir, war Heimat.<sup>12</sup>

<sup>11</sup>Ebd. 207.

<sup>12</sup>Hesse, Bd. 9 (Anm. 5) 176 f.



Der Junge verschlingt spannende Kinder- und Abenteuerromane. An altersgemäßem Spielzeug ist kein Mangel:

Bei dem leidlichen Wohlstand und der überaus freigebigen Güte meiner Eltern fehlte es mir an reichlichem Spielzeug nicht. Ich besaß Soldaten, Bilderbücher, Legsteine, Schaukelpferd, Pfeife, Peitsche und Wagen, später auch Kaufladen, Waage, Spielgeld und Vorräte, und zum Theater spielen standen die Kasten der Mutter zur Verfügung. Dennoch hingte sich meine Phantasie gerne an weniger kommode Gegenstände und schuf Pferde aus Schemeln, Häuser aus Tischen, Vögel aus Tuchlappen und ungeheuerliche Höhlen aus Wand, Ofenschirm und Bettdecke.<sup>13</sup>

Immer wieder nahm sich aber auch Johannes Hesse, der Vater, die Zeit zum gemeinsamen Spiel. Er war, nach Aussage Hermann Hesses,

ein ganz ausgezeichneter Spieler, Spielkamerad und Spiellehrer (...) In keinem Hause, das wir kannten, wurden so zahlreiche Spiele gekannt und gekonnt (...), wurden so viele neue Spiele erfunden. An dem Geheimnis, daß unser Vater, der Ernste, der Gerechte, der Fromme, uns nicht entwand (...), daß er trotz aller Ehrfurcht durchaus ein Mensch und unserm Kindersinn nah und erreichbar blieb, daran hatte sein Spieltalent großen Anteil, ebenso großen wie seine Schilderungen und Geschichten.<sup>14</sup>

## **Der pietistische Hintergrund**

An vielen Stellen lästert Decker über den pietistischen Background und die missionarische Ausrichtung von Hesses Vorfahren – sowohl die Eltern wie auch seine Großeltern mütterlicherseits waren zeitweise in Indien als Missionare tätig gewesen. Dabei bedient er sich einer Wortwahl, die von vornherein eine negative Unterstellung impliziert.

Was sich etwa an solch abschätzigen Zuschreibungen und Charakterisierungen des elterlichen Glaubensstandortes wie diesen zeigt: „der Pietismus, eine protestantische Sekte“ (26), „die Sektenform des Pietismus“ (103), „die instrumentelle Liebe der Missionare“ (129) oder „die pietistische Keuschheitsneurose“ (134). Es wird von „in ihrem Glauben betonfesten Missionarseltern“

<sup>13</sup>Ebd. Bd. 1, 230.

<sup>14</sup>Ebd. Bd. 8, 460.

(131), von einer „Familien-Sekte“ (105) und von „pietistischer Stickluft“ (60) des Elternhauses gesprochen und der Mutter eine „restriktive Moral“ (140), eine „militante Ideologie“ (147) und „berufsmäßige Tugendhaftigkeit“ (147) untergeschoben. Oder es heißt, völlig undifferenziert: „Ja, etwas von Kreuzrittern haben sie an sich, diese Missionare, die im Grunde doch auch nur Kolonialbeamte sind“ (40).

Hierzu nur folgende Bemerkungen: Die Tätigkeit von Hesses Großvater Dr. Hermann Gundert in Indien war derart nachhaltig, dass man ihm im Bundesstaat Kerala sogar im Jahr 2000 postum ein monumentales Denkmal gesetzt hat. Für den von ihm geleisteten Aufbau eines Schulwesens, für seine volkswissenschaftlichen und linguistischen Forschungen – er hatte das erste Geschichtswerk in der Sprache der Keralesen, dem Malayalam, verfasst sowie eine erste schriftlich fixierte Malayalam-Grammatik und ein Malayalam-Englisch-Wörterbuch – ist man ihm heute noch dankbar.

Hermann Hesse selbst empfand zeitlebens eine tiefe Achtung für seine Eltern und Großeltern und für die authentische Art, wie sie ihren Glauben gelebt hatten. Seinen Vater ließ er einmal wissen:

Dass ich mir trotz aller Weltlichkeit meines Lebens doch eine tiefe Verehrung der echten Frömmigkeit bewahren konnte, liegt nur daran, dass ich diese echte Frömmigkeit eben von Kind auf sehen und kennen lernen konnte. Wenn es anginge, alle Menschen der Welt zu dieser Art Glauben zu bringen, ich wäre der Letzte, es anders zu wünschen.<sup>15</sup>

Fünfzehn Jahre nach dem Tod des Vaters meinte er in der Erinnerungsschrift *Zum Gedächtnis unseres Vaters*: „Ohne die Erinnerung an meinen Großvater Gundert und an meine Eltern wäre das ewige Menschenbild für mich eine

---

<sup>15</sup>Hermann Hesse, *Gesammelte Briefe*. Hg. v. Ursula Michels / Volker Michels. Bd. 1. Frankfurt 1973, 174.

schöne Sage. Ihnen verdanke ich es, dass es mir ein Erlebnis geworden ist.“<sup>16</sup>  
Und in *Mein Glaube* bekannte er:

Daß Menschen ihr Leben als Lehen von Gott ansehen und es nicht im egoistischen Trieb, sondern als Dienst und Opfer vor Gott zu leben suchen, dies größte Erlebnis und Erbe meiner Kindheit hat mein Leben stark beeinflusst. Ich habe die ‚Welt‘ und die Weltleute nie ganz ernst genommen, und tue es mit den Jahren immer weniger.<sup>17</sup>

Über die Motive Deckers für die tendenziöse Darstellung von Hesses Elternhaus kann nur gemutmaßt werden. Dass es für ein Werk jedenfalls verkaufsfördernd sein kann, wenn es auf plakative Weise Lesererwartungen entspricht und bestätigt, davon kann wohl ausgegangen werden. Erst recht, wenn dabei Glaube und Frömmigkeit von vornherein als negative Voraussetzungen elterlicher Erziehung und kindlicher Entwicklung verdächtigt und geschildert werden.

Der Eindruck drängt sich auf, dass ein ganz bestimmtes Bild und Vorurteil über den pietistischen Hintergrund der Erziehung Hesses schon vorab feststand. Damit war aber auch ein Bewertungsraster vorgegeben, das nur noch mit einem Effekt heischenden, suggestivem Vokabular ausgefüllt zu werden brauchte. Auch fehlt dem Verfasser ganz offensichtlich neben solider Sachkenntnis auch jegliches Verständnis für die facettenreiche Frömmigkeitsbe-

---

<sup>16</sup>Hermann und Adele Hesse, *Zum Gedächtnis unseres Vaters*. Tübingen o. J., 82. – An vielen weiteren Stellen hat sich Hermann Hesse dankbar und positiv über sein Elternhaus geäußert, so auch in dem 1903 verfassten *Lebenslauf*, in dem es z. B. heißt: „Meine Eltern waren fromme Christen, dabei gebildete, für Musik und Dichtung begabte und empfängliche Leute, die mir viel Sorgfalt und Liebe erwiesen, und denen ich unendlich viel verdanke. Von ihnen erbte ich, der ich in religiösen Dingen ohne Standpunkt bin, doch die Ehrfurcht vor der Natur und dem Dasein großer Gesetze in Leben und Geschichte.“ In: Hermann Hesse, *Eigensinn*. Frankfurt 1972, 11. Zitiert sei in diesem Zusammenhang auch aus einem Brief Hesses aus dem Jahr 1946 an seine Schwester Adele, in dem es heißt: „Von dort herüber, vom Großvater und den Eltern, strahlt alles, was unsre Jugend schön und noch unser spätes Leben fruchtbar, warm und liebevoll gemacht hat. Die gütige Weisheit des Großvaters, die unerschöpfliche Phantasie und Liebeskraft unsrer Mutter und die verfeinerte Leidenschaft und das empfindliche Gewissen unsres Vaters, sie haben uns erzogen, und wenn wir uns auch niemals gleichen Ranges mit ihnen erschienen, ihresgleichen und an ihrem Vorbild gebildet sind wir doch und haben von dorthin in die düster und unvertraut werdende Welt noch etwas von ihrer Strahlung getragen.“ In: *Ders.*, *Gesammelte Briefe* (Anm. 15) Bd. 3, 321.

<sup>17</sup>Hesse, Bd. 12 (Anm. 5), 131.

wegung des in der protestantischen Kirche beheimateten Pietismus.<sup>18</sup> Hinzu kommt als weiteres Manko, dass das allgemein vorherrschende Erziehungsverständnis der Zeit und Gesellschaft des 19. Jahrhunderts häufig nicht bedacht und mitberücksichtigt wird, sondern aus heutiger Perspektive geurteilt wird.

Auch geht es nicht an, undifferenziert und selektiv einzelne Ereignisse und Äußerungen aus der zeitweise sehr konfliktreichen Eltern-Kind-Beziehung herauszugreifen, um mit ihnen ein angebliches Versagen des Elternhauses zu belegen. Ohne gewissenhafte Berücksichtigung des Kontextes, in dem sich die Erziehungs- und Konfliktbewältigungsversuche der Eltern abspielten, ohne Berücksichtigung des den Eltern damals zur Verfügung stehenden Kenntnis- und Wissenstandes und ohne den ehrlichen Versuch, auch ihnen, den Eltern, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und auch sie verstehen zu wollen, kommt am Ende nur ein Zerrbild, ein Konstrukt des Elternhauses von Hermann Hesse und seiner Erziehung in einem frommen Milieu heraus, aber keine empathische, objektive Wirklichkeitsbeschreibung und differenzierte, auf Fairness bedachte Untersuchung.

**Hinweis:**

Der Autor ist Verfasser des im Calwer Verlag, Stuttgart, erschienenen Buches *Hermann Hesse und sein Elternhaus – Zwischen Rebellion und Liebe*.

---

<sup>18</sup>Hermann Hesse selbst hatte verschiedene Vertreter des Pietismus hochgeschätzt. So teilte er z. B. seiner Cousine Fanny Schiler 1934 in einem Brief mit: „Ich lese seit einiger Zeit (...) einige alte Calwer Schmöcker, namentlich die Beschreibungen vom Leben frommer Schwaben: Bengel, Oetinger etc. (...) Und ich entdecke hinter diesen Schmökern allerlei, was mich freut, einige Typen, wie Bengel, sind echte Weise und Verwandelte gewesen. Dabei ist es mir eine gewisse Freude zu sehen, wie diese dickköpfigen Schwabenchristen damals aller Glätte und Vernünftigkeit der Aufklärungszeit widerstanden haben, sie sind die einzigen Theologen, die man noch lesen kann.“ In: Volker Michels, Materialien zu Hermann Hesses *Glasperlenspiel*. Bd. 1. Frankfurt 1973, 78 f.